

Sait T.

«Mich stört der Egoismus der Europäer»



Sait T., m., geboren 1949, aus Erzincan/Türkei, seit 1975 in der Schweiz

Wo bist du
aufgewachsen?

Ich wurde in einem Bergdorf in Anatolien geboren, in der Provinz Erzincan. Ich blieb da bis zum 5. Schuljahr. Mit 12 ging ich in die Stadt Erzincan an die Oberstufenschule und dann ans Gymnasium. Ich musste die Schule aber abbrechen, weil meine Familie, obwohl sie im Dorf als besser situiert galt, nicht die nötigen Mittel aufbringen konnte.

Mein Vater starb an einem Jagdunfall, als ich anderthalb Jahre alt war. Als ich fünf war, heiratete meine Mutter wieder und zog mit ihrem Mann weg. Sie liess mich und meine neun Jahre ältere Schwester in der Obhut meines Onkels und meiner Grossmutter zurück. Mein Onkel war zu mir wie ein Vater, und seine beiden Töchter waren wie meine Schwestern. Und meine Grossmutter war für mich Vater, Mutter, Grossvater und Grossmutter in einer Person. Wir alle wohnten in einem Haus mit zwei grossen Räumen. In einen schiefen wir drei Kinder und die Grossmutter, im andern der Onkel und seine Frau. In der Etage unter uns war der Stall mit den Tieren: Kühe, Ochse, Pferd und Maulesel. Die gaben uns etwas von ihrer Wärme ab.

Das ganze Dorf mit etwa 80 Familien war arm. Wenn ich ein paar Gummistiefel erhielt, fühlte ich mich glücklich. Alle waren gleich, ob man nun etwas mehr oder weniger besass. Alle waren mit der gleichen Situation konfrontiert: im Sommer hart arbeiten, um mit dem Erlös für den Winter vorzusorgen. Bei den einen gab es ein- bis zweimal pro Monat Fleisch, bei den anderen nicht. Doch als Kinder spürten wir diese Unterschiede kaum. Das Dorf war wie eine Familie, alle kannten einander. Ich konnte bei jedem Nachbar zu jeder Zeit ein- und ausgehen.

Wie zeigten sich die sozialen Unterschiede? Weil alle Türen offen standen, wusste man genau, was jeder besass oder eben nicht besass. Meine Familie konnte mir Stoff für meine Kleider kaufen, eine arme Familie verwendete den Stoff von gebrauchten Kleidern. Wir tranken aus Gläsern, die Armen aus Kupferbechern. Eine wohlhabendere Familie konnte vielleicht zehn Leute aus andern Dörfern zu einer Hochzeit einladen, eine arme hingegen hatte vielleicht nur einen Gast aus einem anderen Dorf. Obwohl es diese Unterschiede gab, war man sich nicht fremd, und man hat einander mit Butter, Käse und anderen Dingen ausgeholfen.

Wie wohlhabend war deine Familie? Wir hatten viel Grundbesitz, den ich und meine Cousine nun geerbt haben. Doch ich habe mich nie um das Land gekümmert, es ist einfach ungenutzt geblieben. Eines Tages werde ich vielleicht einmal auf einem Hügel mit 10000 Quadratmetern Land ein Haus im europäischen Stil bauen.

Wenn du jeweils zu Hause auf Besuch weilst, als was schauen dich die Leute an? Bist du für sie immer noch der Sohn einer wohlhabenden Familie? Nein, ich bin ich. Ich gebe mich mit allen ab. Letzten Sommer war ich drei Tage im Dorf. Ich besuchte die Ärmsten, Ältesten und Jüngsten. Ich traf an einer Hochzeit im Dorf bestimmt 150 bis 200 Personen, auch alte Freunde, und das hat mich sehr glücklich gemacht. Ich werde so akzeptiert, wie ich bin. Einige meinen vielleicht, ich müsse reich sein, weil ich in Europa lebe. Ich erkläre jeweils, dass ich genau gleich arbeiten muss und dass man in Europa das Geld nicht auf der Strasse zusammenwischt, sondern sehr hart dafür arbeiten muss.

Musstest du als Kind in der Landwirtschaft mitarbeiten? Ja, natürlich. Alle Kinder mussten mithelfen, auch der Ochse, das Pferd und der Maulesel – Tier und Mensch zusammen! Wir hatten keine Maschinen, für Pflugarbeiten und den Erntetransport wurden Ochsen und Pferde eingesetzt. Aber ich habe nie gern gearbeitet, zum Beispiel Mähen und andere Bauernarbeiten, und trotzdem stand ich immer auf der Seite der Arbeiter. Ich mochte auch unsere Berge nicht. Im Sommer mussten wir da oben heuen und das Heu herunterholen. Der Weg dauerte fünf Stunden. Mein Onkel belud morgens um vier Uhr den Wagen mit zwei Pferden. Obwohl ich noch nicht einmal im Schulalter war, musste ich den Wagen allein durch die Wälder nach Hause fahren. Ich hatte Angst vor den wilden Tieren, vor Bären und Wölfen. So hasste ich die Berge; und heute in der Schweiz liebe ich sie sehr.

Wir haben alles selber produziert, waren also Selbstversorger: Weizen, allerlei Gemüse wie Tomaten, Gurken, Zucchettis, Kürbis. Ein Teil davon wurde für den Winter getrocknet. An Festtagen gab es manchmal Honig, den uns Verwandte aus

anderen Dörfern mitbrachten. Wie mir der schmeckte! Spielsachen kannten wir nicht. Wir fertigten alles selber an, und wir waren zufrieden damit.

Wie hat dich deine Grossmutter aufs Leben vorbereitet? «Sei gerecht!» sagte sie zu mir. «Lüge und stehle nicht. Sei gut zu den Menschen.» Alles andere war nicht wichtig für sie. Die Erwachsenen hatten auch nicht wirklich Zeit für uns Kinder. Wir waren einfach da und mussten selbst für uns schauen.

Es gab auch keine Empfängnisverhütung. Als ich einmal meiner Schwester, die bereits sieben Kinder hatte, riet, sich vom Arzt die Pille verschreiben zu lassen, war sie empört, weil sie sich nicht gegen Gott stellen wollte. Erst viel später hat sich ihre Einstellung geändert. Wir alewitischen Kurden sind sonst nicht so strenggläubig. Bei uns im Dorf gibt es keine Moschee und keinen Hodscha. Schon als Kind war ich nicht sehr gläubig. Jedes Jahr hatten wir drei Fastentage, an denen kein Wasser getrunken werden durfte; die mochte ich als 14jähriger Junge, weil es eine kurze Fastenzeit war und weil sich die Knaben nach den drei Tagen wünschen durften, welche Mädchen im Dorf ihnen das Wasser bringen sollen. Dann gab es bei uns Alewiten auch noch eine 12tägige Fastenzeit, während der ebenfalls kein Wasser getrunken werden durfte. Das war dann aber nichts für mich.

Wurden Mädchen und Knaben unterschiedlich erzogen? Mädchen und Knaben wuchsen bei uns zusammen auf, ohne Probleme. Geschlechtliche Beziehungen waren aber verboten – wie in Europa. Als ich 13 war, wollte mich meine Familie verheiraten, weil wir zu Hause zu wenig Arbeitskräfte hatten. Als es soweit war, bin ich einfach verschwunden. Sie versuchten es wieder mit 15, 16 und nach dem Militärdienst. Und es wurde mir immer bewusster, dass ich diese Entscheidung selber treffen wollte. Ich würde ja diese Frau heiraten und nicht meine Angehörigen. Ich habe mich gegen die Tradition gestellt und die Tabus gebrochen. Die Angehörigen dachten, ich tanze einfach aus der Reihe, doch mit der Zeit ging es wieder vergessen.

Hast du dich auch gegen anderes zur Wehr gesetzt? Unser Dorf und weitere zwanzig Dörfer in der Provinz Erzincan gehörten einem Grossgrundbesitzer, der Rektor an einer technischen Universität in Istanbul war. Der Druck auf die Grossgrundbesitzer, ihr Land zu verkaufen, war damals sehr gross. So bot er sein Land zu einem Spottpreis an, weil er befürchtete, sein Land sonst ganz zu verlieren. Dabei kam es zu Unregelmässigkeiten. Einige im Dorf, die mit dem Grossgrundbesitzer verbündet waren, bezahlten ihn für Weideland, das eigentlich gar nicht ihm, sondern der Dorfgemeinschaft gehörte.

Ich war damals ungefähr 18 Jahre alt und setzte mich mit anderen Jugendlichen und zwei älteren Männern gegen den Ausverkauf unseres Gemeindelandes ein.

- Wie warst du als
Jugendlicher? Faul. Ich wollte nicht arbeiten, ich wollte nur Geld haben und ausgeben, mich gut anziehen. Das war alles. Mit 17, 18 habe ich angefangen zu denken: Was geht um mich vor, was geschieht in der Welt? Warum gibt es Arm und Reich? Warum gibt es Unterschiede zwischen Menschen? Das war Ende der sechziger Jahre. Ich suchte ähnlich denkende Menschen und begann zu lesen, zum Beispiel die Bücher von Jack London, der über die Arbeiterbewegung in den USA geschrieben hatte, dann auch «Die Mutter» von Gorki. Dann lebte ich mit Studenten in Istanbul in Wohngemeinschaften. Da wurde viel diskutiert und gestritten. Ich wurde Mitglied einer politischen Organisation, verteilte Flugblätter und Propagandamaterial, was natürlich verboten war. Dann wurde ich ins Militär eingezogen. Nachher ging ich nach Istanbul und führte dort ein Teehaus.
- Warum gingst du nach
Europa? Man hat mir immer erzählt, dass es in Europa so frei sei. Ich war neugierig, wollte wissen, wie es dort wirklich war. 1973 überliess ich das Geschäft meinem Freund, ging nach Anatolien, um meine Ersparnisse von etwa 6000 Mark zu holen, und wartete auf einen günstigen Zeitpunkt, um nach Deutschland zu fahren. Meine Cousine wohnte in Leverkusen bei Köln. Sie verbrachte bei uns die Ferien, und ich fragte sie, ob ich mit ihr nach Deutschland fahren könne. Sie sagte ja, und wir fuhren mit dem Auto nach Köln. Da ich Geld hatte, wollte ich nicht arbeiten, sondern ich wollte die Europäer kennenlernen. Doch meine Cousine und ihr Mann, der aus einer sehr armen Bauernfamilie stammte und nicht viel von der Welt wusste, lebten ganz für sich allein, so dass ich überhaupt keine Kontakte zu Deutschen fand. Nach zwei Monaten hatte ich genug von dieser Enge und sagte zum Mann meiner Cousine: «Ich fühle mich hier wie im Gefängnis, ich möchte raus und Europa kennenlernen!» Er erwiderte: «Aber du bist doch da, um Geld zu verdienen. Du bist doch nicht normal.»
- Wie kamst du in die
Schweiz? Da ich einen Freund in Zürich hatte, beschloss ich im Januar 1975, in die Schweiz zu fahren. Ich kann mich noch gut an das Café «Mandarin» am Stadelhoferplatz in Zürich erinnern, wo viele Türken verkehrten und wo ich mit meinem Freund abgemacht hatte. Der einzige deutsche Satz, den ich konnte, war: «Eine Tasse Kaffee bitte». Ich sagte dies zu der Servierfrau, aber die verstand mich nicht. Mein Freund korrigierte mich:

«Du musst hier einen «Café crème bitte» sagen.» So erhielt ich meinen ersten Kaffee in der Schweiz.

Ich wohnte bei meinem Freund und einem anderen Kollegen, der aus einem Nachbardorf stammte und in der Nähe des Limmatplatzes im Kreis 5 ein Zimmer hatte. Zu dritt oder zu viert hausten wir bei ihm. Ich war als illegaler Tourist hier. Dann lernte ich eine junge Frau kennen, die das Lehrerseminar besuchte. Wir verliebten uns, und so blieb ich in der Schweiz hängen. Mit der Zeit waren meine Ersparnisse aufgebraucht. Ich stand vor der Entscheidung, entweder in die Türkei zurückzukehren oder zu bleiben und eine Verdienstmöglichkeit zu suchen. Mein Freund fand für mich auf der Engstligenalp ob Adelboden während der Wintersaison 1975/76 eine Schwarzarbeit. Meine Chefin war streng wie ein Militärgeneral. Sie zahlte mir 900 Franken pro Monat, und dafür musste ich in der Küche 14 Stunden pro Tag Hilfsarbeiten verrichten. Als ich den Job verliess, wurde die gleiche Arbeit von drei Leuten gemacht. Während meiner Zeit im Berner Oberland lernte ich intensiv Deutsch. In Zürich hatte ich mir Bücher besorgt. Schon nach drei Monaten hatte ich grosse Fortschritte gemacht. Als ich mich mit den Menschen dort oben schon etwas unterhalten konnte und es Frühling wurde, bat ich meine Chefin erfolglos um etwas mehr Lohn. Ich ging zurück nach Zürich, wo ich mit einer neuen Freundin fast zwei Jahre zusammenlebte. Sie wollte mich heiraten. Ich meinte zu ihr, dass das Leben mit mir in Anatolien wahrscheinlich schwierig sein würde. Zu Hause hätten wir nicht einmal eine Toilette, man müsse sein Geschäft hinter dem Haus verrichten. «Zuerst musst du meine Heimat kennenlernen, denn vielleicht werde ich einmal zurückkehren», sagte ich zu ihr. «Okay, gern», sagte sie, und wir fuhren nach Anatolien. Das hat sie aber nicht überzeugt, und später trennten wir uns.

Dann habe ich als Kellner gearbeitet, viel verdient und auch wieder viel ausgegeben. Ich habe auch meinen Landsleuten mit kleineren Beträgen ausgeholfen. Wir lebten damals sehr solidarisch. Ich arbeitete vier Jahre ohne Arbeitsbewilligung als Kellner, bis ich heiratete. 1979 erwischte mich die Polizei auf der Strasse, als sie mich nach meinem Ausweis fragten. Da ich schon vorher mehrmals wegen meiner Schwarzarbeit mit der Polizei zu tun gehabt hatte, wurde ich zuerst zwanzig Tage in Untersuchungshaft gesteckt und dann in ein Flugzeug nach Istanbul gesetzt. Kurze Zeit später heirateten wir. Durch diese Heirat bekam ich die Bewilligung, und so bin ich wieder zurückgekommen. Meine erste legale Arbeitsstelle war bei der BBC in Oerlikon. Weil meine Frau ein Wirtepatent in Luzern hatte,

zügeln wir nach Luzern. Ich arbeitete am Tag als Kellner in einem Restaurant – nicht im Restaurant meiner Frau – und am Abend in einem Nightclub. Nach einem Jahr kehrten wir nach Zürich zurück, und ich arbeitete bei Jelmoli zuerst als Lagerist und dann als angelernter Dekorateur. Das war eine schöne Zeit. Als unsere Tochter zur Welt kam, musste ich mehr verdienen. Durch Beziehungen erhielt ich den Job eines Hauswarts in einer Privatbank. Den machte ich drei Jahre, gab ihn dann auf, weil er mir nicht gefiel. Jetzt arbeite ich schon neun Jahre als Hauswart einer grösseren Liegenschaft. Ich muss die technischen Anlagen warten und das Reinigungspersonal betreuen, teilweise reinige ich auch selbst und verdiene nicht schlecht.

Welche Möglichkeiten stehen dir noch offen?

Ich könnte mich zum Beispiel selbständig machen. Ich bin handwerklich geschickt. Aber es ist sehr schwierig in der heutigen Zeit, ein eigenes Geschäft zu eröffnen. Dort, wo ich momentan arbeite, ist es mir eigentlich sehr wohl, ich verdiene gut, kann meine Zeit frei einteilen und fühle mich von den meisten akzeptiert. In sechs Jahren, wenn meine Tochter zwanzig ist, möchte ich zurück in die Türkei gehen. Und da ich nun auch Schweizer Bürger bin, könnte ich hin und her pendeln. Natürlich würde ich meine Tochter weiterhin unterstützen, wenn sie studieren oder eine andere Schule besuchen möchte. Auf diese Weise könnte ich auch den Kontakt zu meinen Freunden hier in der Schweiz aufrechterhalten.

Nun, da du die Europäer kennengelernt hast, welches Bild hast du von ihnen?

Die Europäer haben es geschafft, gleiche Rechte für alle zu schaffen, auch wenn das nicht immer und überall perfekt funktioniert. Doch der Materialismus ist hier sehr stark ausgeprägt, und mich stört vor allem der damit verbundene Egoismus. In der Schweiz kommt noch dazu, dass sich das Land nach aussen sehr demokratisch gibt, es aber nach innen mit der Demokratie nicht immer so genau nimmt. Ich erlebte 1975 in Moutier, wie die Jurassier von der Schweizer Armee mit Rauchbomben beschossen wurden, weil sie sich für einen eigenen Kanton einsetzten. Ich erwähnte das in einer Diskussion mit einem gebildeten Schweizer einmal, worauf er mir entgegnete, dass in der Schweiz so etwas nicht geschehen könne. Da sagte ich ihm, wenn er am eigenen Leibe Schmerz fühlte, würde er auch reagieren. Er war nahe daran, mich zusammenzuschlagen. Ich sagte: «Sehen Sie, jetzt sind Sie bereits an ihrer Toleranzgrenze angelangt. Sie sind ein Doktor, und ich bin ein einfacher Arbeiter, und Sie wollen mich zusammenschlagen, weil ich die Wahrheit sage.»

Hast du in der Schweiz
Ausländerfeindlichkeit
erlebt? Nur einmal. Ich ging in ein Restaurant, alle Tische waren besetzt. Lediglich an einem Tisch, an dem zwei ältere Herren sassen, hatte es noch einen freien Platz. Ich fragte sie, ob ich mich setzen dürfe, sie sagten ja, selbstverständlich. Ich setzte mich hin, da begann einer der beiden schlecht über Ausländer zu sprechen, und zwar so, dass ich es hören konnte. Da sagte ich zu ihm: «Wenn ich Sie störe, setze ich mich woanders hin.» Er sagte: «Nein, nein», machte aber weiter. Ich war der einzige Ausländer im Restaurant. Die anderen Gäste wurden auf die Beschimpfungen aufmerksam. Ich sagte zum Provokateur: «Ich kenne Sie nicht, und Sie kennen mich nicht. Ich bin der einzige Ausländer hier, warum sprechen Sie so?» Da wurde er aggressiv, und Gäste mussten ihn daran hindern, weiter ausfällig gegen mich zu werden. Nach diesem Zwischenfall fühlte ich mich wirklich als nicht erwünschter Ausländer. Ansonsten hatte ich keine Schwierigkeiten. Ich bin offen, kann mit jedem sprechen und habe durch meine vielen Jahre im Gastgewerbe auch Erfahrungen im Umgang mit den verschiedensten Menschen gesammelt.

Bist du zur Zeit politisch
engagiert? Ich bin in einem türkischen Verein tätig. Wir organisieren Veranstaltungen, helfen Migranten in Not, leisten Übersetzungsarbeit. Auch setze ich mich dafür ein, dass hier lebende Ausländer mindestens auf kommunaler Ebene Wahlrechte erhalten. Seit zwanzig Jahren arbeite und lebe ich hier, meine Frau und meine Tochter sind Schweizerinnen, und ich als Ausländer darf nicht wählen, habe nichts zu sagen. Ich bezahle meine Steuern, bin ein unbescholtener Bürger, ein braver Gastarbeiter und habe keine Rechte. Ich möchte in der Gesellschaft, in der ich lebe, auch im politischen Sinne mitwirken und mitgestalten. In der Schweiz sind Döner Kebabs und türkische Folklore sehr willkommen, aber wir als Menschen werden nicht als Mitbürger akzeptiert. In Europa wird so oft von den Menschenrechten gesprochen, jetzt gilt es, diese auch tatsächlich zu praktizieren.

Was bringen Migranten
der Schweiz? Die ganze Schweiz besteht aus Ausländern. Die Schweiz besteht aus vier Völkern: Italienern, Deutschen, Franzosen und Rätoromanen. Wenn andere Völker dazu kommen, ist das für die Schweiz eine kulturelle Bereicherung. Mein Kind ist zum Beispiel halb Türkin und halb Schweizerin, ein wunderbares Gemisch. Sie ist in der Schule sehr beliebt und erfolgreich, und alle Kinder beneiden sie. Ich bin stolz als Vater, aber ich finde es auch als eine Bereicherung, dass ein gemischtes Kind der Gesellschaft etwas bringen kann. Ich werde sie so erziehen, dass

sie dieser Gesellschaft etwas Gutes bringt. Zum Beispiel, dass sie human denken kann, dass sie andere Menschen auf Grund ihrer Herkunft nicht abweisen kann. Die Menschen kommen nicht von sich aus in die Schweiz, sie haben ihre Gründe. Oft kommen Menschen aus Ländern, die so ausgebeutet wurden, dass die Leute flüchten müssen, weil sie nichts mehr haben. Afrika war zum Beispiel ein wichtiger Sauerstoffproduzent der Welt. Die westlichen Länder haben die Wälder und die Bodenschätze so stark ausgebeutet, dass nichts mehr übriggeblieben ist, und die Menschen sind am Verhungern. Wenn diese Leute in den Westen kommen, müssen wir sie nun auch akzeptieren. Früher lebten sie in Wäldern oder hatten fruchtbares Land, sie hatten vielleicht wenig, aber sie waren glücklich, und jetzt kommen sie zu uns, die sie ausgebeutet haben, weil sie nun von etwas anderem leben müssen.

Wie sieht dein Alltag in der Schweiz aus?

In dieser Wohnung leben wir seit 1984. Von 1980 bis 1984 wohnten wir in Oberglatt, also in der gleichen Gegend. Ich fühle mich hier wohl, es ist sehr sozial, mit den Nachbarn habe ich keine Probleme, ich habe sogar freundschaftliche Kontakte zu einigen Nachbarn. Meine Tochter geht hier sehr gerne zur Schule. In Vereinen mache ich bis anhin noch nicht mit. Bis vor anderthalb Jahren war ich ja noch Ausländer. Ich habe mich auch nicht um eine Mitgliedschaft in einem Verein bemüht, weil ich in Zürich sozial tätig bin, und ich habe auch eine ziemlich anstrengende Arbeit, und schliesslich habe ich ja auch noch meine Familie. Es gibt auch Schweizer, die hilfsbedürftig sind, aber wenigstens beherrschen sie die Sprache. Viele Ausländer können nicht einmal Deutsch. So bin ich in Zürich im Rahmen unseres Vereins anderen Ausländern bei der Lösung ihrer Probleme behilflich. Letzthin fragte mich eine Familie aus Südostanatolien, ob ich ihnen helfen könne, ihr Sohn habe Probleme in der Schule. Ob ich mitkomme, um mit dem Lehrer zu sprechen. Wir trafen den Lehrer, und ich wirkte als Dolmetscher. Am Schluss waren alle zufrieden. Der Lehrer fragte mich sogar, ob ich weiterhin für solche Fälle zur Verfügung stehen könnte. Aber ich helfe auch Schweizern, die in Not sind. Vor zwei Jahren kam ein Mitarbeiter verzweifelt zu mir, weil ihm gekündigt worden war. Er war etwas über 60 und krank. Ich sagte ihm, dass es Mittel und Wege gäbe, sich zu helfen. «Du bist doch krank», meinte ich, «dann geh doch zum Arzt und lass dich untersuchen.» – «Ich muss mich operieren lassen», sagte er. «Ja, dann lass dich operieren», erwiderte ich, «die können dich nicht einfach rausschmeissen. Dann bist du etwa ein halbes Jahr mit dieser Operation beschäftigt, nachher kommt der Heilungs-

prozess, und anschliessend hast du das Recht auf Arbeitslosenentschädigung.» Er war verzweifelt, hat sich aber mit Erfolg an meine Ratschläge gehalten. Heute ist er pensioniert, und jedesmal, wenn wir uns sehen, zeigt er mir seine Dankbarkeit. Er hat also gesehen, dass auch ein Ausländer ihm helfen kann, und aus diesem Grund kann er gar nicht mehr prinzipiell gegen Ausländer sein.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.
Zürich: Limmat Verlag und www.migrant.ch



Except where otherwise noted, this site is
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)